

smd transparent

Neues aus schüler_smd | hochschul_smd, akademiker_smd und smd_international

Ausgabe 03_2006

Fundamentalismus

Über Wahrheitsansprüche, diffuse Vorwürfe und echte Dialogfähigkeit

In Modebegriffen vereint sich oft subjektive Klarheit, was man damit sagen möchte, mit großer Schwammigkeit: Jeder assoziiert Empfindungen und Bilder, kaum einer ist zu einer annähernd präzisen Definition fähig. „Fundamentalismus“ ist ein solcher Begriff. Man denkt dabei zunächst an Islamismus, Terrorismus oder finsterstes Mittelalter. Entstanden ist das Wort jedoch als Bezeichnung für eine konservative protestantische Strömung in den USA Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts. Karriere machte es viel später, dank islamischer Revolution im Iran und politischer Flügelkämpfe der Grünen.

Aus dem Inhalt

Die Welt zu Gast
Zwischenruf von
Thomas Milk _4

Glasglocke oder
wirkliches Leben?
Interview mit
Erich Geldbach _5

Fundamente des
Glaubens
Bibelarbeit von
Jochen Walldorf _8

Effektiv: Kaffee-
aktion in Berlin _18

Gleichbehandlungs-
Gesetz: SMD-Juris-
ten engagieren sich _19

Heute klingt das Wort „Fundamentalismus“ verrufen und gefährlich. Auch dann, wenn es, nahe der ursprünglichen Bedeutung, auf Protestanten des konservativeren theologischen Spektrums bezogen wird. Dabei wird gerne, gerade in den Medien, alles in einen Topf geworfen: Christen, die die Bibel ernst nehmen; die religiöse Rechte der USA; Splittergruppen – alle „fundamentalistisch“. Man kann diesen Vorwurf als unqualifiziert abtun und es sich verbitten, mit gewaltbereiten Fanatikern gleichgesetzt zu werden. Aber ist die Sache damit befriedigend gelöst?

Einerseits kann hinter Fundamentalismuskritik eine „geradezu irrationale Angst vor jeder Art von unbedingten Wahrheitsansprüchen und Glaubensgewissheiten“ stecken, wie Jan Ross in der „Zeit“ kurz nach dem 11. September 2001 schrieb. Derart motivierte Vorwürfe kann man als Christ fast als Anerkennung hören. Andererseits kann ein Fundamentalismuskritik auch treffende Kritik enthalten: Christliche Ideen und Ideale sind schließlich nicht davor gefeit, in ideologische Korsette eingewebt zu werden – oder in einer Weise gelebt zu werden, die unnötig starr und unattraktiv wirkt.

Wo verläuft die Linie zwischen berechtigter und unberechtigter Kritik, zwischen Halt gebendem Fundament und Anmaßung? Fragen, über die es sich ins Gespräch zu kommen lohnt. Dazu soll der Thementeil dieser Ausgabe mit provokanten Thesen aus einem Interview, mit Bibelarbeit und Erfahrungsberichten anregen. Nicht, um unnötig Gräben aufzureißen oder über theologischen Streitfragen den missionarischen Schwung zu verlieren. Aber um aufrecht zu sein, auch in Bezug auf unsere Gebrochenheiten; reflektiert, auch was vermeintliche Selbstverständlichkeiten angeht; gewiss, wer oder was uns tatsächlich trägt. Kurz: Um zu echter Begegnung und Antworten jenseits frommer Reflexe fähig zu sein. ■

Ulrich Pontes

Glasglocke oder wirkliches Leben?

Der Fundamentalismus-Experte Erich Geldbach über gefährliche Vereinfachungen, falsche Fundamente und den Selbstanspruch der Bibel

Gerade evangelikale Christen sollten fundamentalistische Tendenzen im Protestantismus nicht auf die leichte Schulter nehmen, meint der pensionierte Theologie-Professor Erich Geldbach aus Marburg. Im Interview mit transparent erklärt er, was „Fundamentalismus“ eigentlich bedeutet, warum Fundamentalismus-Vorwürfe oft nicht zutreffen und warum gerade jemand, der die Bibel wirklich ernst nimmt, kein Fundamentalist ist.

Erich Geldbach ist selbst Baptist und hat sich deshalb immer besonders für Konfessionskunde und Ökumene interessiert. Für diese Fächer war er Lehrstuhlinhaber an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Bochum. Zum Thema dieses Interviews hat er unter anderem die Studie „Protestantischer Fundamentalismus in den USA und Deutschland“ veröffentlicht (siehe Seite 7).



Erich Geldbach: Sie haben hier einen Text aus der „Zeit“ liegen – ist es der Artikel aus der aktuellen Ausgabe (Nr. 31 vom 27.7. – Red.), der russlanddeutsche Mennoniten als Fundamentalisten hinstellt? Den fand ich gemein, ich wollte schon einen Leserbrief schreiben!

transparent: Inwiefern gemein?

Geldbach: Diese Leute haben sehr für ihren Glauben gelitten, und sie haben für den zweiten Weltkrieg bezahlt. Sie sind nie richtig in der Moderne angekommen, wie sie auch damals in Russland nicht richtig angekommen sind – die waren immer eine Kolonie von Fremden, und so bilden sie auch heute eine Parallelgesellschaft. Aber das macht sie nicht zu Fundamentalisten.

transparent: Aber sie entsprechen gängigen Klischees: kleiden sich entsprechend, nehmen die Bibel sehr wörtlich...

Geldbach: Aber das haben sie immer schon gemacht, es entspricht ihrer Tradition. Natürlich gibt es da Parallelen zum Fundamentalismus – aber beides gleichzusetzen, ist unredlich. Fundamentalismus ist ein rationales Konstrukt, und das geht den Russlanddeutschen – bislang jedenfalls – völlig ab.

transparent: Rationales Konstrukt? Bei diesem und anderen Zeitungsartikeln höre ich doch heraus: Wenn ich Übernatürliches, historisch Unplausibles aus der biblischen Überlieferung für wahr halte oder meine ethischen Maßstäbe an ihr festmache, gelte ich als Fundamentalist.

Geldbach: Nun muss man doch zunächst einmal sehen, wo das Wort Fundamentalismus tatsächlich herkommt. Und das ist recht eindeutig zu bestimmen: Ende des 19. Jahrhunderts in den USA stehen Christen (aus verschiedenen Denominationen) vor etwas, was ich eine gesellschaftliche und kirchliche Megakrise nenne – mit vielen Faktoren, die ich jetzt nicht alle aufzählen will.

transparent: Eine Krise, die sie mit der Moderne an sich identifizierten?

Geldbach: Genau – mit dem „Modernismus“, wie sie es bezeichnen. Der Fundamentalismus ist nun ihre Antwort auf diese Megakrise. Bezeichnenderweise läuft in der katholischen Kirche damals das Gleiche ab: Man projiziert die verlorengegangene Sicherheit in die Autoritäten hinein. In der katholischen Kirche, indem man den Papst per Dogma unfehlbar macht, und im protestantischen Bereich, indem man die Bibel für unfehlbar und fehlerlos erklärt. Das ist ja nicht etwa der Selbstanspruch der Bibel, sondern eine dogmatische Entscheidung, um die Autorität festzumachen. Unfehlbarkeit und Fehlerlosigkeit der Bibel, das ist der eigentliche Kern des Fundamentalismus.

transparent: Wobei die Sehnsucht nach Geborgenheit, nach einem Fundament gerade in bewegten Zeiten ja verständlich ist.

Geldbach: Keine Frage, jeder Mensch braucht ein Fundament. Und das Christentum hat immer ein solches gepredigt. Aber nicht diesen Fundamentalismus! Auch wenn die Fundamentalisten immer gerne für sich in Anspruch nehmen, die eigentliche Tradition des Christentums zu repräsentieren und zu bewahren. Schauen Sie sich doch zum Beispiel Martin Luther an, der von Haupt- und Nebenbüchern in der Bibel sprach und schon mit dieser Unterscheidung eine Kritik zum Ausdruck bringt. Oder er kritisierte den Jakobusbrief als „stroherne Epistel“ (obwohl ja auch Stroh manchmal nützlich sein kann). Luther hatte ein klares Kriterium für die Auslegung: „Was Christum treibet“, also: das, was Christus in der Welt bekannt macht oder was seine Botschaft verbreitet, nennt Luther „apostolisch“ und fügt um der Klarheit

willen, aber höchst eigenwillig und gegen alle Tradition an: selbst wenn es Judas, Hannas, Pilatus oder Herodes gesagt hätten; andererseits: was Christum nicht treibet, das ist nicht apostolisch – selbst wenn es Petrus und Paulus gelehrt hätten. Das ist doch weitgehende theologische Sachkritik! Aber anhand eines „rechten Prüfsteins“, wie Luther sagt, nämlich Christus, und der ist das Fundament. Dagegen macht der Fundamentalismus aus der Bibel so etwas wie den Koran ...

transparent: ...ein einheitliches, wortwörtlich vom Himmel gefallenes Dokument ...

Geldbach: ...und das halte ich ehrlich gesagt für eine Häresie. Das ist nicht das protestantische Schriftprinzip, das ist nicht der Selbstanspruch der Bibel, in der nirgendwo diese Vokabeln von der Fehlerlosigkeit und Unfehlbarkeit auftauchen. Als Konsequenz muss aus fundamentalistischer Sicht dann alles kompatibel sein, es darf keine Widersprüche geben. Aber das ist doch aristotelische Philosophie und kein biblisches Prinzip! Wie könnte es sonst in der Heiligen Schrift gleich zu Beginn zwei Schöpfungsberichte geben? Lieber sollten wir diese Bezeichnung „Heilige Schrift“, die in der Tat einen Selbstanspruch der Bibel darstellt, ernst nehmen: Diese Schrift ist heilig, das heißt ausgenommen – da begegnet uns Gott in einer ganz besonderen Weise.

transparent: Ohne unseren menschlichen Perfektionsansprüchen zu entsprechen?

Geldbach: Schauen Sie sich die Geschichte von Jona an. Da heißt es plötzlich: „Gott reute es.“ Gott verändert sich also in dieser Geschichte! Das ist jenseits

„So, wie die Fundamentalisten argumentieren, entziehen sie der Bibel doch gerade das Vertrauen“

dessen, was Jona kapiert haben kann. Und es sprengt völlig dieses Konzept eines abgeschlossenen Systems unfehlbar wahrer Aussagen, das gemäß der „Domino-Theorie“ angeblich komplett in sich zusammenfällt, wenn auch nur an einer Stelle etwas nicht stimmt – wenn etwa die Welt nicht in sechs Tagen erschaffen worden sein sollte.

transparent: Das Anliegen der Fundamentalisten war und ist ja nun sicherlich nicht, der Schrift dogmatische Entscheidungen überzustülpen – sondern das Vertrauen in die Schrift zu erhalten in einer Welt, wo das Christliche langsam abbröckelt.

Geldbach: Aber die Frage ist doch, ob das auf diese Weise geht. So, wie die Fundamentalisten mit rationalistischen Argumenten operieren, entziehen sie der Bibel doch gerade das Vertrauen! Und wenn sie dem Text immer wieder Antworten auf Fragen abringen, die er gar nicht beantworten will – etwa naturwissenschaftliche Fragen – dann nehmen sie doch den Text gerade nicht ernst und wichtig! Nicht mehr das biblische Zeugnis gibt hier Halt, sondern das rationalistische Dogma von Fehlerlosigkeit und Unfehlbarkeit. Das stülpt man wie eine atombombensichere Glasglocke über die Bibel – aber damit nimmt man sie aus dem wirklichen Leben heraus, dem Ort, wo sie sich eigentlich bewähren soll und kann! Freilich kommt mit dem Leben eine große Buntheit hinein.

transparent: Die unterschiedlichen Erfahrungen und Traditionen, die die Menschen mitbringen ...

Geldbach: ... und gemäß denen sie die Buntheit der Bibel auch unterschiedlich lesen. Das lässt sich nicht alles über einen Leisten scheren! Der Fundamentalismus dagegen meint, wir könnten unabhängig von jeglicher Tradition auf die Bibel zugreifen, ganz direkt – aber das geht nicht. Das Problem ist, dass der Fundamentalismus hier philosophische Voraussetzungen mitbringt, über die er sich selbst nicht im Klaren ist.

transparent: Etwa ein positivistisches Ideal, das im 19. Jahrhundert noch realisierbar erschien?

Geldbach: Genau: Damals glaubte man, die Natur sei dem Menschen vor die Füße gelegt, um von der wissenschaftlichen Ratio in vollkommener, vorurteilsfreien Weise erschlossen zu werden. Dasselbe wollte man mit der Bibel machen. In der Naturwissenschaft ist heute allerdings klar, dass dieser direkte, objektive Zugang eine Illusion war ... Genauso sollte klar sein, dass wir die Bibel immer von bestimmten Voraussetzungen her exegesieren, also auslegen. Leute, die etwa andere kulturelle Voraussetzungen mitbringen, exegesieren anders. Und dann müssen sich beide Seiten selbst infrage stellen und überlegen, ob sie ihre bisherige Position aufrecht erhalten können. Oder nehmen sie die feministische Exegese, die dem patriarchalisch geprägten Fundamentalismus völlig zuwider ist. Die Grundidee dabei: Wenn Frauen die Bibel lesen, treten andere relevante Aspekte zutage. Das finde ich richtig und angemessen! Dass die feministische Exegese – wie jede andere Exegese – auch falsche, extreme Entwicklungen nehmen kann, ist ein anderes Thema.

Aber nun habe ich noch einen Aspekt, den ich gerne ansprechen möchte. Ich habe den Eindruck, dass in unseren Kreisen die Unterscheidung zwischen evangelikal und fundamentalistisch nicht genau genug wahrgenommen wird. Das hängt vielleicht mit einer gewissen Begriffsverwirrung zusammen: Weil der Begriff „Fundamentalismus“ so missbraucht wird – etwa durch die Übertragung auf islamistische Terroristen – will sich natürlich niemand so bezeichnen, deshalb verwendet man lieber den positiv klingenden Begriff „bibeltreu“. Damit meint man dann aber nichts anderes als ein fundamentalistisches Bibelverständnis, das geben einige Anhänger dieser Richtung selbst offen zu.

transparent: Und das sehen Sie als problematisch?

Geldbach: Ich denke, man muss aufpassen, dass da keine Nebelschwaden entstehen. Man kann natürlich den Begriff „bibeltreu“ auch hinterfragen – kürzlich gab's einen Aufsatz „Ist die Bibel bibeltreu?“ – aber darum geht es mir gar nicht. Ich habe den Eindruck, dass die Evangelikalen an dieser Stelle zu flexibel sind und Fundamentalisten kritiklos integrieren. Man weiß also bei dem Etikett „evangelikal“ nicht mehr wirklich, woran man ist. Diese Vermischung halte ich für gefährlich.

transparent: Worin sehen Sie die Gefahr? Könnte man nicht sagen: Die Schriftverständnis-Diskussionen überlassen wir den Theologen – und engagieren uns gemeinsam als Christen in dieser Welt, da wir doch die sozialen und vor allem das missionarische Anliegen teilen?

Geldbach: Ich kann mir nicht gut vorstellen, wie man unter völliger Absehung von Grundsatzfragen gemeinsam Mission oder Evangelisation treiben kann. Die Art und Weise unterscheidet sich! Amerikanische Fundamentalisten reden dann beispielsweise von „winning the world“ – ich bekomme da größte Bauchschmerzen. Ich will doch nichts gewinnen! Ich kann höchstens hingehen und ver-

suchen, den Leuten klar zu machen: So ist Gott, so handelt Gott – und selbst das ist nicht 100-prozentig klar, manchmal handelt er auch ein bisschen anders, wie bei Jona – und dann darauf hoffen, dass der Heilige Geist mein dummes Reden benutzt, um bei den Menschen etwas zu entzünden. Aber es muss doch klar sein, dass ich das Ganze nicht mache. Genauso in der Diakonie: Voraussetzung ist doch immer, dass nicht ich der eigentlich Handelnde bin, sondern Gott – und er benutzt mich, wo und wann es ihm gefällt.

transparent: Sie sagen also, egal ob beim Schriftverständnis oder beim Engagement: Der Fundamentalismus siedelt die Dinge zu sehr im Bereich menschlicher Verfügbarkeit an – und diskreditiert damit letztlich die Anliegen, die er bei oberflächlicher Betrachtung mit anderen engagierten Christen gemein hat?

Geldbach: Ja, diese Tendenzen sehe ich.

transparent: Wie kann man Fundamentalisten gegenüber argumentieren?

Geldbach: Das ist schwierig! Ein in sich geschlossenes System, wie es der Fundamentalismus darstellt, nimmt gefangen – weil es darin zumindest scheinbar leichter ist, mit dem Leben zurechtzukommen, auf alle Fragen gibt es ja klare Antworten. Zudem spielt im Fundamentalismus oft der Machtfaktor eine wichtige Rolle. Letztlich kommen Sie aus so einem geschlossenen System nur heraus, indem Sie ausbrechen. Und das geht womöglich nicht aus eigener Kraft. In den USA gibt es analog zu den Anonymen Alkoholikern die „Fundamentalists Anonymous“! Insofern sehe ich den Fundamentalismus als das Gegenteil der Evangelischen Freiheit.

transparent: Wie kann man damit umgehen, wenn einem der Vorwurf des Fundamentalismus entgegenschlägt?

Geldbach: Nun, ich würde zunächst zurückfragen, was der oder die andere darunter versteht. Dabei zeigt sich vermutlich schnell, wie diffus das Wort heute geworden ist. Von da aus kann man dann weiterreden – falls der oder die andere überhaupt daran interessiert ist. Der Vorwurf des Fundamentalismus kann ja auch eine bequeme Möglichkeit sein,

sich selbst zu entlasten, nach dem Motto: Euer Standpunkt ist es ja gar nicht wert, sich ernsthaft damit auseinander zu setzen – wir, die Aufgeklärten, zeigen euch jetzt mal, wo's lang geht.

transparent: Eine Attitüde, die an Klischeebilder von Fundamentalisten erinnert...

Geldbach: Ja, der fundamentalistische Anti-Fundamentalismus, wenn man so will. Und genau die Attitüde, die ich dem eingangs erwähnten „Zeit“-Artikel vorwerfe.

transparent: Aber kann nicht noch etwas ganz anderes als mangelnde Differenzierung hinter dem Fundamentalismus-Vorwurf stecken? Schlechte Erfahrungen, Ängste...

Geldbach: Klar. Es gibt ja Beispiele von Leuten, die abgerechnet haben mit ihrer Vergangenheit, weil sie in dieser Weise gefangen waren. Auch deshalb halte ich den Fundamentalismus für gefährlich: Er provoziert heftige Gegenreaktionen, wenn Menschen sich aus ihm lösen – mit der Gefahr, dass aller Glaube über Bord geworfen wird.

transparent: Wie steht es mit der Wahrheitsfrage im Christentum? Fällt nicht ein Wahrheitsanspruch heute fast automatisch unter Fanatismus-, Ideologie- oder eben Fundamentalismusverdacht?

Geldbach: Man muss da klar zwischen dem Wahrheitsanspruch des Fundamentalismus und dem des Christentums unterscheiden. Dem Fundamentalismus als geschlossenem System ist axiomatisch der Anspruch mitgegeben, wahr zu sein und ganz alleine das wahre Christentum zu repräsentieren. Jeder Nicht-Fundamentalist ist völlig außen vor. Der Wahrheitsanspruch des Christentums dagegen zerfällt zunächst einmal in die Wahrheitsansprüche der unterschiedlichen Denominationen. Sie konkurrieren miteinander, nehmen sich aber auch gegenseitig wahr und stehen im Dialog.

transparent: Aber wenn man nun die Christenheit als ganze betrachtet – die Schnittmenge, die uns über Konfessionen hinweg verbindet, letztlich den Anspruch Jesu Christi selbst, der Weg, die Wahrheit und das Leben zu sein. Ist dieser universale Anspruch in der Außenwahrnehmung von einem fundamentalistischen Wahrheitsanspruch zu unterscheiden?

Geldbach: Ich denke, entscheidend ist, ob man anderen quasi etwas überstülpen will, oder ob man den Wahrheitsanspruch des Christentums im Rahmen dialogischer Offenheit zur Sprache bringt. Was Politik und Gesellschaft angeht, heißt das für mich übrigens auch: Nicht unsere Gesellschaft in einen nur unter Christen konsensfähigen Entwurf pressen zu wollen und etwa das „christliche Europa“ zu verteidigen. In der Geschichte ging es immer schief, wenn der Kaiser sich als „allerchristlichster Kaiser“ titulierte oder die Ehe von Thron und Altar bestand. Vielmehr finde ich die Säkularisierung absolut begrüßenswert. Innerhalb dieses Rahmens können wir als Christen viel besser agieren und uns für unsere Standpunkte und Werte einsetzen – aber eben nicht mit dem Ziel, die christliche Gesellschaft herzustellen, sondern um unseren Mitmenschen zum Segen zu werden. ■

Die Fragen stellte Ulrich Pontes.

Georg Otto Schmid, „Protestantischer Fundamentalismus“, Artikel im Internet unter www.reinfo.ch/evangelikalismus/fundamentalismus.html

Knappe, präzise und faire Erläuterung, was protestantischen Fundamentalismus ausmacht. Viel Wissenswertes auf nur zwei Seiten.

Erich Geldbach, „Protestantischer Fundamentalismus in den USA und Deutschland“, Ökumenische Studien Bd. 21, LIT-Verlag 2001.

Entstehungsbedingungen, Historie, politische und organisatorische Verflechtungen des christlichen Fundamentalismus heute – und harte, aber sachliche Kritik daran. Gut lesbare Studie.

Eckhard J. Schnabel, „Sind alle Evangelikalen Fundamentalisten?“, pro-Wertebibliothek, Hänssler-Verlag 2006.

Flotter Essay über unaufgebbare Qualitäten, Problemzonen und Gefährdungen des so genannten „Fundamentalismus“. Spürbar bemüht, keine innerevangelikalen Kontroversen aufzureißen.

Hartmut Jaeger, Joachim Pletsch (Hrsg.), „Fundamentalismus“, idea-Dokumentation, Christliche Verlagsgesellschaft 2003.

Sammlung von Artikeln und Aufsätzen, die in der Summe für einen positiv verstande-

nen „biblischen Fundamentalismus“ plädieren – in Abgrenzung zu gefährlichem Extremismus.

Hubert Schleichert, „Wie man mit Fundamentalisten diskutiert, ohne den Verstand zu verlieren – oder Anleitung zu subversivem Denken“, C. H. Beck 2004 (4. Auflage).

(Schein-)Argumente, rhetorische Tricks und Gegenstrategien – populärphilosophische Aufklärung wider alle Arten von Ideologien und Fanatismen. Zum Christentum alles andere als ausgewogen, von Atheisten geliebt. Lehrreich! ■ *ups*

Ausführlichere Besprechungen der Bücher von Erich Geldbach und Eckhard Schnabel im Internet unter www.rezensionen.smd.org.

LITERATUR

Fundamente des Glaubens

„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“: Gedanken zu Joh. 14,1–6

Von Dr. Jochen Walldorf

Wir brauchen Fundamente, die tragen, die Halt geben, auf die Verlass ist. Besonders dann, wenn manches ins Wanken gerät: wenn persönliche Krisen auftauchen, wenn Hoffnungen enttäuscht werden, wenn alte Gewissheiten fraglich werden, wenn Beziehungen zerbrechen. Woran kann ich mich dann noch halten?

Die heutige postmoderne Gesellschaft bringt viel Ungewissheit mit sich. Klare und eindeutige Orientierungen fehlen, es herrscht ein kaum noch zu überschauender Pluralismus. Viele sehnen sich nach Sicherheit, nach klaren Maßstäben, nach Entlastung, oder anders ausgedrückt: nach Reduktion von Komplexität. Und genau das ist ein zentrales Einfallstor für den Fundamentalismus, wie er zum Beispiel in Sekten, aber auch in manchen christlichen Kreisen anzutreffen ist: Die Verantwortung zum eigenen Denken und Entscheiden wird einem weitgehend abgenommen, es herrschen klare Vorgaben, die es – oftmals unkritisch – zu verinnerlichen gilt.

Die Unsicherheit der Jünger

Eine Situation der Ungewissheit bildet auch den Ausgangspunkt unserer Passage aus Jesu Abschiedsreden im Johannesevangelium. Die Jünger sind unsicher über den weiteren Weg Jesu – und damit über ihren eigenen, der sich aufs Engste mit dem Weg Jesu verbunden hat. Gerade hat ihr Meister davon gesprochen, dass er nur noch „eine kleine Weile“ bei ihnen sein wird. „Ihr werdet mich suchen ... Wo ich hingehet, da könnt ihr nicht hinkommen“ (13,33). Diese Auskunft gibt Jesus wenig später auch Petrus persönlich, der ihm selbst in den Tod folgen will, und fügt an: „Der Hahn wird nicht krähen, bis du mich dreimal verleugnet hast“ (13,38). Das alles wird die schwankende Zuversicht der Jünger nicht unbedingt gestärkt haben: Wenn selbst Petrus, ihr sonst so mutiger und glaubensstarker Wortführer strauchelt, was würde dann aus ihnen werden? Würden sie den kommenden Ereignissen standhalten? Und überhaupt, wohin würde Jesus gehen – und warum?

Die Jünger sehnen sich nach Vergewisserung, nach Orientierung, nach verlässlichen Fundamenten. Und Jesu Antwort? Er fordert sie auf, zu glauben – Gott und ihm selbst zu vertrauen. Er gibt ihnen keine menschlichen Sicherheiten an die Hand, über die man verfügen könnte, er nimmt ihnen nicht die Angst durch genaue Vorhersagen, sondern lädt schlicht und ergreifend ein, zu vertrauen. Allerdings, und das ist wichtig: nicht ins Blaue hinein. Die Jünger ha-

ben Jesus auf dem gemeinsamen Weg kennen gelernt, sie haben tiefgreifende Erfahrungen mit ihm gemacht, die ihr Leben veränderten. Und die Jünger stehen als Juden in der großen Tradition ihres Volkes, mit dem Gott seine besondere Geschichte hat – angefangen mit der Grunderfahrung des Exodus. Darum also kann Jesus sie auffordern: „Glaubt an Gott und glaubt an mich!“ (14,1)

Keine Sicherheit, aber Gewissheit

Damit macht unser Text auf einen wichtigen Zusammenhang aufmerksam: Es geht im Glauben offenbar nicht um menschlich verfügbare Sicherheiten, sei es in Form unfehlbarer Personen, Ämter (wie dem Papsttum), Institutionen (wie der Kirche) oder auch einer für unfehlbar erklärten Bibel, sondern es geht um das Vertrauen zu dem, der *allein* vollkommen ist und der mitten in seiner Offenbarung an uns Menschen dennoch (auch) der Unverfügbare bleibt. So war schon die Kundgabe des Gottesnamens JHWH gegenüber Mose – auf den die „Ich bin“-Worte des Johannesevangeliums verweisen – sowohl Enthüllung als auch Verhüllung, die die Freiheit Gottes wahrte.

Als glaubende Menschen haben wir keine *Sicherheit*, wohl aber lebendige und existenzielle *Gewissheit*. Gewissheit, die im Glauben, im Vertrauen zu Gott wächst und die ganze Person durchdringt – Denken, Fühlen und Wollen. Eine über jeden Zweifel erhabene Sicherheit übersteigt das menschliche Maß – nicht nur in Glaubensdingen, sondern letztlich in jedem Bereich menschlicher Erkenntnis. Aber gerade weil wir endliche Geschöpfe sind und nicht in uns und unseren eigenen (vermeintlichen) Sicherheiten ruhen, können wir Vertrauen lernen. So geschieht es in jeder zwischenmenschlichen Be-

ziehung, die ohne Vertrauen nicht überleben kann. So geschieht es in jeder Beziehung der Liebe: Der Liebe eines anderen können wir niemals sicher, wohl aber zutiefst gewiss sein. Und so geschieht es erst recht in der Beziehung zu dem unbedingten Gott, der uns in Jesus entgegenkommt und einlädt, ihm zu vertrauen. Wiederum: nicht ins Blaue hinein, sondern getragen durch eigene Glaubenserfahrungen, inspiriert durch die große Geschichte Gottes mit dem Menschen, wie sie die Bibel erzählt, und gestützt durch vernünftige Einsichten über das Verwurzelte unserer Welt und unseres Menschseins in Gott.

Auffällig an Jesu Aufforderung zum Vertrauen ist, dass dieses Vertrauen nicht allein auf Gott gerichtet ist, sondern ebenso auf ihn selbst. Damit wird deutlich sichtbar, dass Jesus nicht allein Bote Gottes ist, der zum Glauben ruft, sondern selbst „Gegenstand“ solchen Glaubens wird. Während die anderen (synoptischen) Evangelien Jesus primär als *Verkündiger* des Reiches Gottes zeigen, wird er im stärker theologisch reflektierten Johannesevangelium schon sehr klar (auch) zum *Verkündigten*.

Ein Platz in Gottes Lebensgemeinschaft

In den nächsten Versen begründet und erläutert Jesus nun den Aufruf zum Vertrauen. Er versucht zu verdeutlichen, dass der Abschied, der die Seinen verwirrt und verunsichert, nur zu ihrem Guten ist. Denn er geht weg, um seinen Jüngern einen Platz, einen Ort, eine „Stätte“ zu bereiten – und um sie dann zu sich zu holen in die unzerstörbare Lebensgemeinschaft Gottes. Nichts kann sie dann noch von ihm trennen, kein äußeres Geschehen und keine innere Unsicherheit oder Angst.

Aber was meint Jesus damit, wenn er davon spricht seinen Jüngern „eine Stätte zu bereiten“? Diese Redeweise und der Kontext setzen voraus, dass ein solcher „Ort“ bereits existiert *bevor* Jesus dorthin gelangt. „In meines Vaters Haus *sind* viele Wohnungen“. Das heißt: „Gott hat bei sich nicht bloß Raum für den eigenen Sohn, sondern auch für die Seinigen, und für sie wiederum nicht bloß in ihrer irdischen, sondern auch in ihrer zukünftigen Lebensgestalt“ (Adolf Schlatter). Gott hat bei sich Raum, bei ihm herrscht nicht Enge, sondern Weite, nicht Kleinmut, sondern Großherzigkeit. Für jeden ist ein Platz vorgesehen beim großen himmlischen Mahl, dessen Gastgeber Gott selbst ist, wie Jesus im Gleichnis erzählt. Wenn nun (dennoch) davon die Rede ist, dass Jesus „eine Stätte *bereitet*“, dann ist damit wohl sein Weg in Kreuz und Aufer-

stehung im Blick, der – im Zusammenhang des Evangeliums – unmittelbar vor ihm liegt und den Jüngern den Weg zu Gott eröffnet.

Dennoch bleiben Unverständnis und Verunsicherung der Jünger. Auf die Zusage Jesu hin, sie als seine Jünger wüssten den Weg, der zum Haus der Vaters führt (14,4), erwidert Thomas, ihnen sei keineswegs klar, wohin Jesus gehe; deshalb könnten sie auch nicht wissen, wie der Weg dorthin aussehe (14,5). Woraufhin Jesus das vielleicht bekannteste der sieben „Ich bin“-Worte des Johannesevangeliums spricht: „*Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben ...*“ (14,6). Der Schwerpunkt der Aussage liegt dabei – ausgehend von Thomas' Frage – auf der Metapher des *Weges*, während die beiden anderen Begriffe unterstützende Funktion haben: Jesus selbst ist der Weg zu Gott, und er ist dies genau deshalb, weil er die Wahrheit Gottes ist und in ihm das Leben Gottes wohnt. In ihm begegnet die höchste und endgültige Offenbarung Gottes, er „erzählt“ sozusagen Gott in seiner Person (vgl. 1,18). Und er hat wie der Vater „das Leben in sich selbst“ (5,26), ja er ist „Auferstehung und Leben“ (11,25). Diese Wahrheit und diese Lebensfülle eröffnet Jesus allen, die ihm vertrauen.

Christus als der einzige Weg

Das Gewicht dieser Aussage ist offenkundig: Jesus weist anderen nicht nur einen Weg, den sie gehen sollen, nein, er selbst *ist* dieser Weg. Und er ist nicht nur *ein* Weg, sondern *der* Weg, auf dem Gott zu uns kommt und der uns zu Gott kommen lässt. Das klingt und ist auch in gewisser Weise sehr exklusiv und absolut. Und doch ist es wichtig darauf zu achten, für was, oder besser: für wen hier Absolutheit in Anspruch genommen wird: Nicht für das Christentum, nicht für eine bestimmte menschliche Theologie oder Lehre, sondern für *Christus*.

Christus ist der einzige Weg Gottes zu uns Menschen, aber kann dieser Weg nicht größer und weiter sein als das Christentum? Wissen wir, welche Möglichkeiten Jesus hat, um Menschen zu begegnen – in diesem Leben oder auch danach? Ich denke, dass Anselm Grün Recht hat, wenn er schreibt: „Jesus ist die Offenbarung Gottes schlechthin. Aber das hindert uns nicht, auch in den anderen Religionen nach den Samen der Weisheit zu suchen, die Gott in sie hineingelegt hat“. Auch wenn – oder gerade weil – Jesus die Wahrheit Gottes in Person ist, so finden sich doch auch an vielen anderen Stellen Bruchstücke dieser Wahrheit, gleichwie Samenkörner. Davon ist schon im Prolog des Johannesevangeliums die Rede, wenn es dort von dem „Wort“ (gr. *logos*), das im Anfang bei Gott war und in Jesus Mensch geworden ist, heißt: Er ist „das wahre Licht, das alle Menschen erleuchtet, die in die Welt kommen“ (1,9). Überall gibt es Funken dieses Lichts, Bruchstücke der Wahrheit Gottes des Schöpfers. In Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, werden diese vielfältigen Bruchstücke in ihrem Zusammenhang erkennbar, erst in ihm begegnet die ganze *Fülle* der göttlichen Wahrheit und öffnet Gott uns sein Herz.

Aber wenn wir das sagen und bekennen, sollten wir zugleich darauf achten, den Absolutheitsanspruch Jesu nicht für irgendetwas Menschliches zu vereinnahmen, sondern ihn da zu belassen, wo er hingehört: auf die Seite Gottes und nicht auf die von uns Menschen. ■

Dr. Jochen Walldorf, Pfarrer in Grünberg/Hessen, ist im Beirat des Instituts für Glaube und Wissenschaft und war 1994–98 Reisesekretär der Hochschul-SMD



„Meinen Willen galt es auszuschalten“

„Missbrauch im Namen Gottes und der Liebe – Geschichte eines Ausbruchs“

Auf die Frage nach meiner religiösen Prägung sage ich oft, nach einem tiefen Atemzug, dass ich christlich-fundamentalistisch erzogen wurde. Was meine ich damit? Ich bin in einer Familie aufgewachsen, in der Gott, Gemeinde und die unsichtbare geistliche Welt immer eine Hauptrolle spielten. Meine Kindheit verbinde ich mit schönen Erinnerungen an christliche Kinderlieder mit Bewegungen und an Gemeindefeste sowie mit dem Gefühl, eine riesige zusätzliche Verwandtschaft in der Gemeinde zu haben.

Soweit genoss ich also unsere sozial stark funktionierende Gemeinde. Allerdings ging dies einher mit einer sehr vereinfachten und angstbesetzten Vorstellung der unsichtbaren geistlichen Welt. Die Folge: Stets fühlte ich mich in Gefahr. Zwar war ich durch Jesu Blut errettet worden, aber um mich herum lauerten überall potentielle Kidnapper, die mich wieder aus Gottes liebendem Arm reißen konnten. Diese Kidnapper konnten jederzeit hervorspringen – aus der Welt um mich herum, oder auch aus mir selbst. An diese ständige akute Lebensbedrohung (Was ist grausamer, als eine Ewigkeit im heißen Feuer gefoltert zu werden?) wurde ich systematisch im Kindergottesdienst und auch zuhause erinnert.

„Tricks aus Kindergottesdienst funktionieren nicht“

Ich war unerhört glücklich, in die richtige Gemeinde hineingeboren zu sein. Die unchristlichen Menschen außerhalb strafe ich entweder mit leidenschaftlicher Nichtbeachtung oder ich versuchte ihnen deutlich zu machen, dass sie



nur in meiner Gemeinde der ewigen Hölle entgehen würden. Ich wurde intensiv trainiert, den Versuchungen der Welt standhaft zu begegnen. Zum Beispiel hörte ich Geschichten von einem Cowboy, der nachts vom Teufel besucht wurde und ihn mit einem Bibelvers wieder verjagte. Wenn ich also nachts im Bett unheimliche Geräusche hörte, versuchte ich meinen Mut zusammenzunehmen. „Du kannst mir nichts tun, denn du bist besiegt im Namen Jesu!“, flüsterte ich oft in die Dunkelheit hinein. Doch meine Angst blieb. Kleiderbügel und Stofftiere sahen im Mondschein immer noch aus wie Monster. Oft half es nur, mich im Bett meines schlafenden Bruders zu verkriechen.

Warum bloß funktionierten all diese Tricks, die wir im Kindergottesdienst lernten, bei mir nicht? Meine kranken Freunde wurden nicht geheilt, wahrscheinlich glaubte ich nicht fest genug daran. Meine unchristlichen Freunde wurden keine Christen, wahrscheinlich traute ich mich zu selten von Gott zu erzählen. Warum legte Gott mir keine Worte in den Mund, so wie bei den Christen in den Geschichten? Warum liebte Gott mich weniger als die anderen Menschen? Es lag wohl an der zweiten großen Gefahr: Mir selbst. Dieses Selbst war vor allem mein eigener Wille und mein Körper. Meinen Willen galt

es auszuschalten, nur Gottes Willen sollte ich suchen. Wo? Natürlich in der Bibel. Zwei Verse waren für Kinder besonders wichtig: „Ehret Vater und Mutter, damit ihr lange lebet“ – also im Umkehrschluss: Wenn du Papa und Mama nicht gehorchst, wirst du nicht lange leben. Und: „Wer sein Kind liebt, der züchtigt es“ – wenn also Mama und Papa dich lieben, müssen sie dich schlagen.

„Angst statt Gespür für Gott“

Erst Jahre später, nachdem ich langsam erwachsen wurde und mich schon länger von dieser Gemeinde getrennt hatte, merkte ich wie sehr diese Erziehung mir und meinen Beziehungen zu Gott und Menschen geschadet hat. Im Namen Gottes und der Liebe hatte man mir eine Ideologie übergestülpt, die innerlich kaputt macht. Ich hatte gelernt, in Angst zu leben. Mein extremer Glaube hatte es mir unausgesprochen verboten, eigene Persönlichkeitsgrenzen, ein eigenes Gespür für die Welt und auch für Gott zu entwickeln.

Natürlich spielen in dieser und ähnlichen Geschichten die eigenen Eltern eine zentrale Rolle. Jedoch: Eine fundamentalistische Ideologie mit ihren groben Absolutheitsansprüchen und ihrer unantastbaren Lehre verschafft gerade solchen Menschen Legitimierung, die dazu neigen, sich hart und unbarmherzig an starre Regeln zu halten. Das System deckte und rechtfertigte körperlichen und emotionalen Missbrauch an uns Kindern.

Als Betroffenen bleiben einem zwei Optionen: Entweder du passt dich an und lernst im Laufe der Jahre, möglichst unauffällig in der vorgegebenen Linie zu bestehen. Das bedeutet einen anstrengenden Spagat zwischen dem, der du bist, und dem, der du sein solltest. Oder du brichst irgendwann aus.

Ich bin froh, ausgebrochen zu sein. Viele kleine, nicht immer schmerzfreie Schritte waren dazu nötig. Geholfen hat mir unter anderem der Deutsch-Leistungskurs: Dort las ich von Romanhelden, die nach innerer Freiheit strebten, von Dichtern, die Gott in der Stille und der Natur suchten, und von Widerstandskämpfern, die Ideologien durchschauten. Langsam öffnete ich mich für die Welt um mich herum. Nach dem äußerlichen Abschied von meiner Herkunftsgemeinde brauchte ich viel Zeit, um herauszufinden, ob ich mich überhaupt noch im Glauben Jesus Christus zuwenden konnte und wollte. Und heute? Das Leben ist nicht immer einfacher, wenn ich die Welt nicht schnell zwei Kategorien zuordnen kann. Aber dafür hilft mir Gott, auch in den Grauzonen meines Lebens zu wissen: Er ist bei mir. Sein Stecken und Stab trösten mich. ■

Michaela Paul, Marburg

Angeklagt

_Fundamentalismus-Vorwurf im Wohnheim – ein Erfahrungsbericht

Fundamentalismus – bis vor Kurzem hatte ich mit diesem Wort nicht viel verbunden. Bis ein Mitbewohner meines Wohnheims unsere SMD-Gruppe in einem Artikel in der Wohnheimzeitschrift des Fundamentalismus beschuldigt und angeklagt hat.

Wir konnten in diesem Artikel lesen, dass dieses Wohnheim kein Missionsfeld sei und sich Bewohner durch unsere missionarischen Aktivitäten bedrängt fühlten. Letztlich wurde die SMD dabei als fanatische Sekte dargestellt.

Bezug nehmend auf diesen Artikel veranstalteten wir SMDler, die wir in dem besagten Wohnheim wohnten, einen Infoabend. Wir stellten die SMD aus unserer Sicht vor und luden dann zu einer Frage- und Diskussionsrunde ein. Dabei fiel dann häufig der Begriff „Fundamentalismus“ und ich musste

mich ganz neu mit dem Wort und seiner Bedeutung auseinander setzen. Sehr hilfreich für uns war, dass bei der Diskussion auch einige Theologen dabei waren, die Begriffe erklären konnten und uns auch, obwohl sie keine SMDler waren, verteidigten. So wurde dieser Abend und die gesamte Situation in unserem Wohnheim für mich zu einer lehrreichen Erfahrung:

Ich erlebte, was es konkret bedeuten kann, Widerstand zu erfahren. Dabei merkte ich, dass ich mich in dieser Situation nicht ängstlich fühlte, sondern eher stark und bestätigt in dem, was ich in der SMD tat, weil ich um Jesu Willen angeklagt wurde und an dem Diskussionsabend für Ihn eintreten durfte. Ich erlebte aber auch, wie viel einfacher es war, dass ich in dieser Sache nicht alleine dastand, sondern gemeinsam mit den anderen SMDlern aus dem Wohnheim und mit dem Rückhalt und Gebet unserer ganzen Gruppe. Überraschend und positiv war es, von vielen anderen Mitbewohnern unterstützt und verteidigt zu werden. Alles in allem war es also eigentlich eine gute Erfahrung – und ich konnte erleben, wie Jesus in allem dabei war und sich auch in einer solchen Situation noch verherrlichen konnte. ■

Name der Autorin der Redaktion bekannt

Fundamentalisten im Gespräch

_Naturwissenschaftler und Glaubensaussagen – zwei Erlebnisse

Mir gegenüber im Zugabteil saß ein in der evangelischen Kirche engagierter Physik-Professor. „Was, bei der SMD sind Sie? Das sind ja die Fundamentalisten mit denen man nicht diskutieren kann! Ich verstehe nicht, wie Sie da hineingeraten konnten!“ Etwas verunsichert erzählte ich ihm von den guten Beziehungen, die ich dort im Studium erlebt hatte, und dass ich es schätze, wie der auferstandene Jesus Christus im Mittelpunkt steht. „Ohweia, dann nehmen Sie also die Bibel heute noch wörtlich? Entweder man nimmt die Bibel ernst oder man nimmt sie wörtlich! Seit der Aufklärung wissen wir doch, dass Glaubensbilder von den eigentlichen Aussagen zu trennen sind. Auferstehungsmythen gab es in allen Religionen.“

Leider ließ er sich nicht erklären, dass sich die Auferstehung Jesu historisch und literarisch von den Mythen unterscheidet. Schließlich fragte ich ihn, welche Hoffnung ihm dann sein Glaube gebe. „Wenn Sie Hoffnung haben wollen, dann müssen Sie das halt glauben, aber...“, lenkte er das Gespräch in Richtung Sozialpolitik und erneuerbare Energien.

Eigentlich ein ruhiger Gesprächspartner, der koreanische Biophysiker aus Harvard, mit dem ich mich gerade über Musik unterhielt. „Mich fasziniert bei Bach, wie er seinen Glauben an Gott musikalisch ausdrückt.“ Da stiegen Emotionen in ihm hoch: „Nein, man kann diese Musik auch ohne Gott genießen. Die Harmonie spricht uns Menschen einfach an.“ – „Sicher, aber Bach selbst wollte mit seiner Musik Gott ehren.“ Während ein Dabeistehender beim Wort „Gott“ sofort abdrehte, begann eine Lawine auf mich herabzurollen: „Ihr Christen bringt immer Gott ins Spiel. Aber ihr könnt Gott nicht beweisen. Das Universum ist da und funktioniert. Wir Menschen haben mit unserem Verstand eine Zivilisation aufgebaut, die Würde und Freiheit für alle ermöglicht. Aber die Religion führt zu Intoleranz und Kriegen. Wir brauchen keine Religion und keinen Gott... *You are just blinded by your faith!*“

So viele Vorurteile auf einmal, dachte ich mir: „Aber woher nimmst du die Sicherheit, dass dich nicht dein eigener Glaube blind macht? Auch du kannst nicht beweisen, dass es Gott nicht gibt, und ob das Universum nicht gerade deswegen auf uns Menschen abgestimmt ist, weil ein Schöpfer dahintersteht. Und woher kommen unsere Werte? Auch Atheisten haben Kriege geführt. Fundamentalisten gibt es überall...“ Beide Meinungen sind rational akzeptabel, kamen wir später überein. ■

Dr. Alexander Fink, Physiker